Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **16 (1934)**

Heft 1

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Stadtbibliothek Bern

Winterthur, 5. Januar 1934 | Erscheint jeden Freitag | 16. Jahrgang Nr. 1

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Binder, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Die offiziellen Diplomatenempfänge, die in allen Ländern Europas das politische Jahr eröffnen, sind vorüber. Beim schweizerischen Bundespräsidenten — Bundesrat Pilet hat für dies Jahr die höchste Charge unseres Landes inne — ist der Empfang einfacher, kürzer und ohne den Prunk, den er in manchen andern Ländern hat. Wohl sieht die auf dem Berner Bundesplatz harrende Menge und die Leserschaft der illustrierten Blätter die Herren im Zylinder, in großer, reich geschmückter Uniform, die geistlichen Würdenträger und weltlichen Diplomaten; aber man unterläßt ehrlicherweise allzu viel versprechende große Reden und begnügt sich mit dem üblichen Zeremoniell.

Unterdessen gehen natürlich bei uns wie anderswo die Dinge ihren weiteren Gang. Der Notenwechsel zwischen Deutschland und Frankreich, ein vorsichtig-höflicher Versuch des direkten Verkehrs, geht weiter. Ein umfangreiches Aide-mémoire wurde vom französischen Botschafter in Berlin abgegeben. Es soll, auf dem Boden der Abrüstungskonferenz stehend, französische Vorschläge enthalten, die weiter gehen, als diejenigen vom Oktober in Genf. Nach der französischen Ansicht schließt das Memorandum die Diskussion nicht ab, sondern erleichtere ihre Fortsetzung. Die deutsche Antwort steht noch aus.

Parallel zu diesem hochoffiziellen Austausch der Noten läuft der ebenso viel diskutierte Besuch zweier Minister. Sir John Simon, der englische Außenminister, weilt zur Zeit auf Capri und besucht Mussolini in Rom. Es sind also die vier Großmächte des Vier-Mächte-Paktes eifrig am Werk, „den Frieden zu sichern".

Wie Mussolini die Prognose für 1934 stellt, erfahren wir aus seinem programmatischen Leitartikel im „Popolo d'Italia". Italien wolle keine Schmälerung der Rechte der kleinen Staaten im Völkerbund, sondern glaubte, daß mit der Einigung der Großmächte die friedliche Entwicklung der kleinen Staaten gefördert werden könne. Er glaubt nicht an die Kriegsgefahr, die allerdings droht, wenn sich die Großstaaten nicht einigen. „Ich glaube nicht an diese Gefahr, weil die Konsolidierung und der innere Wiederaufbau einige Großmächte zu einer abwartenden vorsichtigen Außenpolitik zwingen." Also der Zwang zur Vorsicht nach außen, weil man innen noch so viel dringliches zu tun hat, ist er die einzige Garantie für den Frieden?

Weiter sagt Mussolini voraus, daß das neue Jahr eine Verstärkung des korporativen Geistes in allen Staaten bringen werde. Der Kapitalismus habe eine Kontrolle nötig. Zwischen den Interessen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer müsse der Staat Schiedsrichter sein und er behauptet, „daß 1934 eine entscheidende Etappe zur Faszisierung der Welt darstellen wird". Niemand wird bestreiten daß der italienische Ministerpräsident ein großer Staatsmann ist. Er versteht zu reden und er versteht zu schweigen. Er sagt nie alles, was er denkt, und er sagt immer das, was er wünscht, daß die anderen es denken sollen. —

Wie heftig die politischen Spannungen auch im Osten sind, zeigt ein anderes Ereignis: die Ermordung des rumänischen Ministerpräsidenten Duca, der einer Verschwörung der „Eisernen Garde", einer Sturmformation der radikalen Rechtsfront, zum Opfer fiel. Nachdem erbitterte Wahlkämpfe die Volksteile aufeinander gehetzt und verfeindet hatten, war der Schritt zu terroristischen Ausschreitungen nicht mehr groß. Wie furchtbar, ein fähiger Staatsmann, der mit allen Kräften seinem Lande dient, fällt von Mörderhand: ein junger Student, irregeleitet in überspeigerem Chauvinismus, wird zum Mörder. Er sagte im Verhör, „der Freimaurer Duca habe Rumänien an das Ausland verraten und wenn man auch seine Fähigkeit und seine Volksverbundenheit zugeben müsse, so hätten er und seine Gruppe doch die Notwendigkeit erkannt, Duca wegen seiner internationalen Bindungen zu beseitigen." —

Eine friedlichere Angelegenheit sei noch aus dem eigenen Lande gemeldet. Mit dem 1. Januar 1934 ist die Eingemeindung von acht Vororten der Stadt Zürich in Kraft getreten, sodaß Groß-Zürich nun eine Zunahme von 48,300 Einwohnern und dadurch 312,600 Einwohner zu verzeichnen hat. Die administrativen Maßnahmen, die uns ganz besonders auf dem Gebiete der Schule und der Wohlfahrtsarbeit interessieren, wurden seit Monaten vorbereitet. Manchen industrialisierten Vororten bringt die Neuerung die erhoffte finanzielle Stärkung, andere mehr ländliche werden etwas Mühe haben, sich der Bürokratie der Großstadt einzufügen. Viel Arbeit für die Stadtväter. Warum lassen sie sich nicht helfen von Stadtmüttern, die zur Arbeit an der Vergrößerung des städtischen Hausstandes mancherlei Erfahrungsgut mitzubringen hätten?

B.

Begründung und Belehrung

über Frauenerwerbsarbeit

gibt eine Eingabe an den Zürcher Kantonsrat, die von 13 schweizerischen und zürcherischen Frauenverbänden, sowie vom Lehrerverein Zürich und dem Schweizerischen Verband des Personals öffentlicher Dienste unterzeichnet ist. Wir erwähnten die Eingabe schon, ihre vorbildliche Formulierung und ihr gediegener Inhalt, sollten aber — da sie zur umstrittenen Frage der

Doppelverdiener

Stellung nimmt, nicht von den Herren Kantonsräten allein gelesen werden. Auszugsweise folgen hier einige Abschnitte. Sie treten der Motion Boßhart entgegen, die lautet:

„Der Regierungsrat wird eingeladen, dafür zu sorgen und dem Kantonsrat die nötigen Maßnahmen vorzuschlagen, daß im Kanton Zürich nicht beide Ehegatten derselben Familie zugleich im öffentlichen Dienst stehen können. Damit soll auch das Amten verheirateter Lehrerinnen ausgeschlossen sein."

Aus der Eingabe zitieren wir:

Wir begrüßen in dieser Zeit der schweren Krise jede Maßnahme, die geeignet ist, die Arbeitslosigkeit wirksam zu bekämpfen.

Wir sind uns bewußt, daß die Schaffung neuer Arbeitsmöglichkeiten auf große Schwierigkeiten stößt und daher auch die Frage aufzuwerfen ist, ob die vorhandenen Arbeitsplätze und Arbeitseinkommen besser verteilt werden können. Das Verantwortungsgefühl wird die Erwerbstätigen und Arbeitsuchenden dazu führen, sich ernstlich zu überlegen, ob sie in dieser Krisenzeit auf entbehrliche Erwerbsarbeit zugunsten Erwerbsloser verzichten können.

Wir halten die geforderten Maßnahmen für ungeeignet, eine Milderung der Arbeitslosigkeit oder eine bessere Verteilung der Einkommen herbeizuführen, da sie entweder nur eine kleine Zahl von Personen des kantonalen Dienstes betreffen oder dann Berufskategorien, in denen keine Arbeitslosigkeit vorliegt.

Die Zahl der in kantonalen Verwaltungen und Betrieben tätigen Personen, deren Ehegatte ebenfalls in öffentlichen Diensten steht, dürfte sehr klein sein, wie dies für die Verwaltungen der Städte Zürich, Winterthur und Bern, sowie des Kantons Bern bereits festgestellt wurde. Ein Einfluß auf den Arbeitsmarkt ist daher vom Ausschluß des einen Ehegatten in keiner Weise zu erwarten. (Z. B. in der Stadt Zürich wurden 1931 unter 6335 voll und 261 teilweise beschäftigten nur zwei voll und 13 teilweise beschäftigte Ehepaare gezählt.)

Unter dem Lehrpersonal besteht aber derzeit keine Arbeitslosigkeit.

An Sekundarlehrern herrscht ausgesprochener Mangel. Die jungen Primarlehrer und -lehrerinnen erhalten in kurzer Zeit Anstellungen, so daß ihre Lage im Vergleich zu andern Berufen, besonders den übrigen liberalen Berufen, eine äußerst günstige ist. In keinem andern liberalen Beruf hat ein zwanzigjähriger seine Ausbildung vollendet und erhebt Anspruch auf eine verantwortliche, gut bezahlte Staatsstelle. Derzeit haben Lehramtskandidaten schon vor Absolvierung des Examens Aushilfsstellen erhalten, so daß die Examentermine verschoben werden mußten. Im Sommer dieses Jahres wurden ehemalige verheiratete Lehrerinnen zum Aushilfsdienst herangezogen, da für denselben nicht genügend junge Kräfte zur Verfügung standen. Auch bei allenfalls eintretendem Ueberfluß an Primarlehrern steht denselben die Möglichkeit offen, sich für die Spezial- und Sonderklassen auszubilden, welche immer Mangel an Lehrern aufweisen, oder sich für das Sekundarlehrerexamen vorzubereiten.

Unter den Arbeitslehrerinnen liegt eine Arbeitslosigkeit nicht vor, außerdem sind viele der verheirateten Lehrerinnen nur stundenweise beschäftigt.

Das gleiche gilt für die Haushaltungslehrerinnen, von denen überhaupt nur eine ganz kleine Anzahl verheiratet ist.

Für die Gewerbelehrerin werden die Berufsaussichten noch wie vor als günstige bezeichnet, so daß ein Grund zum Ausschluß der vorhandenen Kräfte nicht vorliegt.

Wir sind der Ansicht, daß den Erwerbslosen kein größeres Recht auf Arbeit zusteht, als den bereits Erwerbstätigen.

Es verstößt gegen Recht und Billigkeit, zugunsten der Arbeitsuchenden bewährte Kräfte zu opfern, die ihre Pflicht voll erfüllen. Keinesfalls bildet die Tatsache der Ueberfüllung eines Berufes einen genügenden Grund zur willkürlichen Ausschließung einer bestimmten Personenkategorie der bisher Erwerbstätigen oder der Bewerber.

Dies wäre aber der Fall, denn die geforderten Maßnahmen richten sich, für die Lehrerinnen ausdrücklich, für das übrige Personal in ihrer praktischen Auswirkung, ausschließlich gegen die verheiratete Frau.

Eine solche Regelung ist durchaus willkürlich und verstößt gegen den Grundsatz der Rechtsgleichheit, sowie der Berufs- und Arbeitsfreiheit. Werden diese Eingriffe sanktioniert, so stehen irgendwelchen Eingriffen in Rechtsgleichheit, Arbeitsfreiheit und Selbstbestimmung der Erwerbstätigen keine grundsätzlichen Bedenken mehr entgegen.

Die Motionäre scheinen davon auszugehen, daß der Beruf nur noch als Erwerbsquelle zu werten und die Berechtigung zum Beruf einzig und allein aus dem Erwerbsbedarf abzuleiten ist. Wir bedauern diese materialistische Auffassung außerordentlich und glauben, daß sie zu einem Sinken der Berufsauffassung und des Berufsniveaus führen muß. Dies hätte aber, besonders für den Lehrberuf, katastrophale Folgen.

Wir sind der Ansicht, daß im Interesse der Allgemeinheit in erster Linie auf Leistung und Eignung abzustellen ist.

Es besteht kein Zweifel, daß die im Staatsdienst stehenden Frauen ihre Arbeit zur vollen Zufriedenheit versehen; dies wird auch von den Kontrollbehörden anerkannt. Insbesondere dürfte die Eignung der verheirateten Frau als Lehrerin unbestritten sein, die als Frau und Mutter ihre Aufgabe in vertiefter Weise zu erfassen vermag. Wir dürfen hier auf die Ansicht des stadtzürcherischen Schulvorstandes hinweisen, der die verheiratete Frau im Lehrkörper der Stadt Zürich nicht missen möchte, da sie ihre besondere Aufgabe zu erfüllen habe.

Stellt man sich aber auf den Standpunkt, daß in erster Linie der Erwerbsbedarf maßgebend ist, so muß derselbe logischerweise bei allen Erwerbstätigen und Bewerbern festgestellt werden. Eine Beschränkung dieser Bedingung auf die verheiratete Frau wäre unverständlich, da sich auch unter den Männern und ledigen Frauen solche befinden, die ohne Erwerbstätigkeit ihr Auskommen fänden.

Wir glauben, die vorgeschlagene Regelung auch aus wirtschaftlichen Gründen ablehnen zu müssen.

Das Problem der Erwerbsarbeit im öffentlichen Dienst kann nur im Zusammenhang mit dem Gesamtproblem betrachtet und gelöst werden.

Die Motionäre gehen offenbar vom Grundsatz aus, daß nur Männer und ledige oder alleinstehende Frauen, nicht aber die verheirateten Frauen berechtigt sind, sich am Einkommenserwerb durch Arbeit zu beteiligen. Diese Auffassung wird in keiner Weise den wirtschaftlichen Tatsachen gerecht.

Aus der Betrachtung der Statistik, der Erfahrung der verschiedensten öffentlichen und privaten Instanzen, der Beratungstätigkeit der Frauenorganisationen usw. ergeben sich unwiderleglich folgende Tatsachen:

Die Erwerbstätigkeit der Frau, besonders der verheirateten, paßt sich den Bedürfnissen der Wirtschaft und dem Erwerbsbedarf der Bevölkerung an. Es ist aussichtslos, ja gefährlich, sich über die wirtschaftlichen und sozialen Gegebenheiten hinwegzusetzen und die Anpassung durch Zwangsmaßnahmen allgemeiner oder besonderer Natur zu behindern.

Die schweizerische Wirtschaft braucht die Arbeitskraft verheirateter Frauen.

Die Erwerbstätigen Ehefrauen sind in der Schweiz wie in den übrigen Ländern so zahlreich, daß sie selbst in Zeiten größter Arbeitslosigkeit nicht ersetzt werden könnten. Ihre Zahl in der Schweiz wird für 1920 auf 150,000 geschätzt, während die Höchstzahl der Arbeitslosen bisher zirka 100,000 betrug, von welcher nur ein Bruchteil für eine unrationelle und schwer durchführbare Ersetzung in Frage gekommen wäre. In vielen Fällen haben die verheirateten Frauen ganz besondere Fähigkeiten und Leistungen in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, so daß ihr Ausschluß ein Verlust wäre. Dies gilt auch für den öffentlichen Dienst. Der Ausschluß ist überdies in der Mehrzahl der Fälle unrationell, weil dadurch die für Ausbildung aufgewendeten Kosten unproduktiv werden, ebenso die für die Einarbeitung aufgewendete Zeit und Kraft. Er bedeutet vermehrten Personalwechsel und vermehrte Probeanstellungen, die sicher nicht im Interesse der Sache liegen. Dies trifft besonders auch für die verheirateten Lehrerinnen zu, welche fast durchgängig gut eingearbeitete Kräfte sind.

Die schweizerische Bevölkerung braucht die Erwerbskraft verheirateter Frauen.

Wir möchten hier vor allem darauf verweisen, daß nach schweizerischem Zivilrecht auch die Frau zur Unterstützung der Familie verpflichtet ist, woraus sich die Notwendigkeit einer eventuellen Erwerbsarbeit ergibt. (ZGB Art. 159, 161, 271-72.) Eine solche geht auch aus der Bestimmung

Schnee.

Schnee: Liebes Gewebe
ob Dächern und Baum,
so leise ich gehe,
ich stör deinen Traum,
so leicht ich mein Herz
über dich hebe,
ist es dennoch wie Erz
neben der Schwebe
von dir. Taubenflügel
nur fliegen so
um einen Hügel frühlingsfroh,
oder Liebesgedanken
in zarter Scheu
und Efeu,
bebende Eiseranken ...

Gertrud Bürgi.

Regensonntag bei den Urgroßmüttern.

Eine Plauderei von Lilli Haller.

(Schluß)

Der Mann hat Recht, seine reifere Kenntnis des Lebens durfte sich diesen ärgerlichen Ausfall erlauben. Aber sein Zwischenruf verfehlt die gewünschte Wirkung. Ungetrübt erklingen die Freundschafts- und Tugendhymnen.

„Zweifle an der Sonnenhitze,
Zweifle an des Mondes Licht,
Zweifle ob die Wahrheit lüge,
Nur an meiner Liebe nicht ..."

säuselt es wieder. Dann mischt sich der Herr Pfarrer von Oelberg drein. Ein ganzes Jahr lang hat er die blonde Nanette väterlich betreut; er wird ihr seinen Segen ins Album geben. „Sei treu der Pflicht!" ruft er bloß. Wie in Bronze gehauen sind die Worte hingesetzt, zweimal dick unterstrichen. Die Frau Pfarrerin schließt sich ihm an. Auch sie nutzt die Stunde des Abschieds, um der Scheidenden die schwere, weiße Hand, nochmals auf die junge Schulter zu legen. „Nach habe ich den Wunsch, daß Sie sich stets herzlich an die gute Bertha anschließen", ermahnt sie die blonde Nanette, „nichts bleibt sich so gleich wie Geschwisterliebe und unendlicher Segen strömt aus ihr."

Nun folgt der Kaplan, ja, ja, der Herr Kaplan. Er hat Phantasie, Temperament, und er erfühlt sich zu allerhand Visionen, denn er kennt die Lockungen der argen Welt und weiß darüber zu reden und auch zu malen. Lange scheint er das Album behalten zu haben, ohne hineinzuschreiben, denn unten in der Ecke links steht in Klammern heimlich vermerkt: „Nach langem Warten endlich." Um für das lange Warten zu entschädigen, hat er dafür auer durch das Blatt eine große Moosrosenknospe gemalt, schön rot, schön grün, in zwei satten Farben, mit großen, gefährlichen Dornen. Und in die offenen Räume zwischen Blatt und Stengel schiebt er seine Adamsweisheit ein bißchen schlaumeierisch ein: „Ich sehe so gerne", gesteht er symbolisch, „in der aufblühenden Rose das Bild der werdenden Jungfrau! Doch möchte ich Jeder, auch Dir, liebe Nanette, zurufen: Liebe stets Tugend und jungfräuliche Sittsamkeit. Biete nie feil Deine Reize, denn die Knospe, die alle ihre Reize enthüllt, wird von schwärmerischem Ungeziefer zernagt."

Mich schaudert leise. Arme, zernagte Nanette! — Aber es kommt noch grauseiger. Eine Rosalie Müller ruft voll pathetischer Wildheit:

„Freundschaft soll mich Dir verbinden,
Bis ich steige zu der kühlen Gruft.
Und auch dort wirst du mich wiederfinden,
Wenn uns Gott ins beß're Leben ruft."

Es dämmert in meiner Stube, der Regen klopft hart ans Fenster, saust über meinen Balkon, die Ulmen vor dem Hause stöhnen im anprallenden Seewind ... ich ertappe mich darauf, wie ich mir die Begegnung der beiden Freundinnen tief unten in der Gruft, im weißen Totenhemdchen, vorstelle. Nein. Die Ueberschwenglichen sind mir doch lieber als die Tiefsinnigen und schließlich greifen einem ihre Versicherungen doch noch irgendwie ans Herz. Da möchte eine Liebende nicht, wie sie versichert, dem schnöden Reden verfallen. So sammelt sie denn ihr wogendes, überbordendes Abschiedsgefühl in die Form eines Briefes, den sie zwischen die Blätter des Stammbuches legt. „Laß deine Freundschaft nicht aufhören", mahnt sie etwas exaltiert, „denn ein großes Vergnügen wird es für mich sein, von Zeit zu Zeit Nachrichten von Dir zu erhalten. Glaube mir, ich werde es nicht versäumen. Deine ewig getreue Bertha Schilling."

Was wohl mochte die Edle nicht versäumen? Es wurde nie erfahren. Die kühle Erde verständnisvollen Schweigens deckt den Schluß des schönen Gelöbnisses zu.

Ein paar Seiten später ist der schwermütige Abschied von Pensionat und Stift glücklich vollzogen und auch überstanden. Die jungen Damen flattern in die Welt hinaus. Malchen und Nanette, alle beide, machen eine kleine Reise. Malchen sitzt in der gelben Postkutsche, ihr blaues Schleierchen weht den Bergen zu. Die Etappen ihrer Reise sind Thun, Thunstetten Aeschi, Oberhofen, Steffisburg. Die ganze Umgebung des Thunersees fällt dem kleinen Fräulein zum Opfer, wenn sie mit bittendem braunem Augenaufschlag ihr saffiangebundenes Stammbuch präsentiert. Aber nicht jeder ist gutgelaunt, wenn er von der Eisrigen so unvermutet überfallen wird. Da ist einer aus Aeschi, der macht's kurz. „Zum freundschaftlichen Andenken angeschleppt", meldet er barsch, sonst nichts, nur den Namen darunter. Und ein anderer, wohl ein älterer Herr, der nicht gerne gestört sein wollte, schreibt unwirsch und nervös, denn er hat keine Zeit: „Das Leben ist kurz, das Vergnügen selten, die Gegenwart flüchtig." Kein Datum, ein unlesbarer Name in harter und strenger Schrift, die sich quer über die Seite ins weiße Papier einbohrt. Dafür lobt ein Kandidat der Medizin aus Thun mit glühender Vehemenz die Mädchen und vor allem die Eroberung der Mädchen-„Härzen" und fügt bei, es sei sanft und schön, im Arm der liebenden Freundin zu entschlummern. Um jedoch seinen Eifer etwas einzudämmen und belehrend zu entfachen, hat er auf der gegenüberliegenden Seite das übliche „Symbolum" gemalt: Das bekannte Medaillonschild, das ernsthaft an grauen Sockel lehnt. Daraus flüstert es in dunkelverhülltem Sinn: „Die Tugend ist das Meisterstück der Freundschaft."

Nun meldet sich ein gewisser Rudolf von Jenner aus Oberhofen zum Wort. Ich horche auf. Der Name gehört zu Bern, zum Untergang der Stadt am 5. März 1798. Dem Oberkriegskommissär Gottlieb von Jenner war die schwere Aufgabe zuteil geworden — ihm, der Bescheid wußte um die Goldfässer der Republik in den Kellern des Rathauses — den anrückenden Sieger, General Schauenburg mit seinen Truppen, beim untern Stadttor zu empfangen. Und er geleitete den Eroberer hoch zu Roß und seinen Stab — zu Fuß die Stadt hinauf, zum Adel Falken an der Marktgasse. Im Hotel ange-

hervor, daß die Frau ihren Blutsverwandten gegenüber unterstützungspflichtig ist, während der Ehemann zur Unterstützung der Verwandten seiner Frau nicht verpflichtet werden kann. (ZGB Art. 328.) Das Zivilgesetzbuch setzt auch die Möglichkeit der Ausübung eines Berufes oder Gewerbes durch die Ehefrau als selbstverständlich voraus und schützt sie sogar gegen willkürliche Eingriffe seitens des Ehemannes (ZGB Art. 167). Unter diesen Umständen wäre es eigentümlich, wenn der Staat da, wo er selbst als Arbeitgeber auftritt, die Berufstätigkeit der Frau als unberechtigt hinstellen und damit die Durchführung zivilrechtlicher Pflichten beeinträchtigen wollte. Es stünde dies auch im Widerspruch zur Praxis seiner eigenen Fürsorgeinstanzen, welche in Uebereinstimmung mit der öffentlichen Meinung mit der Erwerbsarbeit und dem Erwerbseinkommen der verheirateten Frauen rechnen.

Der Zusatzverdienst der Ehefrau ist heute noch in zahlreichen Fällen eine wirtschaftliche Notwendigkeit.

Dies kann auch zutreffen, wenn der Mann in öffentlichen Diensten steht, besonders, wenn er den unteren Saläristufen angehört oder nicht fest angestellt oder nur teilweise beschäftigt ist, dann aber auch, wenn die Familie groß ist oder durch Krankheit, Schicksalsschläge, Unterstützungspflichten usw. in Bedrängnis geraten ist. Zahlreiche Erhebungen haben ergeben, daß der Verdienst der Ehefrauen fast ausschließlich der Erfüllung solcher Familien- und Hilfspflichten dient und daß die meisten sich mit Freuden aus dem Berufsleben zurückziehen, sobald die Verhältnisse dies gestatten. So gibt bekanntlich die Mehrzahl bei ihrer Verheiratung oder bald nachher den Beruf auf, wie dies auch aus der Statistik der Lehrerinnen im Kanton Zürich hervorgeht.

Wir sind überzeugt, daß bei Berücksichtigung der besonderen wirtschaftlichen Verhältnisse unbegründeten Doppelverdienst unter dem kantonalen Personal überhaupt kaum vorkommt, da ja schon die Zahl von Ehepaaren im öffentlichen Dienst sehr klein ist.

Keinesfalls aber könnten vereinzelte Fälle eine generelle Maßnahme rechtfertigen, die sich in der Mehrzahl der Fälle als sinnlose Härte auswirken müßte. Zur Beseitigung von Mißständen genügen aber die vorhandenen Bestimmungen durchaus.

Insbesondere scheint es uns unwürdig, der Frau die Beweispflicht für den Erwerbsbedarf aufzuerlegen und sie zur Darlegung höchstpersönlicher und oft komplizierter und demühender Verhältnisse vor der breiten Oeffentlichkeit zu zwingen, sucht sie doch keine Almosen, sondern bietet verantwortungsvolle Leistung und Arbeit.

Mit einer solchen Maßnahme, nur gegen die Frau gerichtet, wird derselben allein unter allen Volksgenossen die Fähigkeit zum verantwortungsvollen Handeln abgesprochen. Ein solch vernichtendes und entehrendes Urteil hat die Frau in keiner Weise verdient.

Wir halten die geforderten Maßnahmen für undurchführbar.

In einzelnen Fällen erfordert das Interesse der Verwaltung die Anstellung von Ehepaaren oder verheirateten Frauen, bezw. die Beibehaltung von solchen. Der grundsätzliche Ausschluß von Ehepaaren bezw. verheirateten Frauen ist daher nicht denkbar. Diese Feststellung wird auch nicht durch den Umstand entkräftet, daß oft auch dort, wo beide Ehegatten im Staatsdienst tätig sind, nur der Mann als Lohnbezüger figuriert.

Der ganze oder teilweise Ausschluß der verheirateten Frau wäre von schweren Folgen begleitet.

Es besteht die Gefahr, daß ein Teil der Frauen gezwungen wäre, auf die Ehe zu verzichten, oder die bestehende Ehe zu lösen.

In zahlreichen Fällen würde die entlassene Frau aus Sparrücksichten nicht ersetzt.

Die trotzdem auf Verdienst angewiesene Frau wird auf den privaten Arbeitsmarkt gedrängt.

Die auf das Heim verwiesene Frau verdrängt die daselbst verwendeten Hilfskräfte (Familienangehörige, Hausangestellte, Kinderpflegerinnen, Stundenfrauen, Wasch- und Putzfrauen, Glätterinnen, Näherinnen usw.), welche den Arbeitsmarkt wiederum belasten.

In all diesen Fällen würde der Arbeitsmarkt nicht nur nicht entlastet, sondern belastet.

Die bisher von der Frau unterstützten Verwandten fallen den Kassen und der Fürsorge zur Last.

Die Disqualifizierung der erwerbstätigen verheirateten Frau würde ihr Pflichtbewußtsein gegenüber Familie und Allgemeinheit lähmen. Sie würde ihre Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit schwächen. Sie würde Haß, Neid, Mißgunst und Willkür Tür und Tor öffnen.

Die Disqualifizierung wird auf die Privatwirtschaft übergreifen und, ohne Rücksicht auf den Erwerbsbedarf, zur Verdrängung der verheirateten Frau aus allen Posten führen, für welche männliche oder ledige weibliche Kräfte vorhanden sind. Damit würde sie noch mehr als bisher in die wegen schlechter Bezahlung und schlechten Arbeitsbedingungen wenig begehrte Arbeit gedrängt, was im Interesse der Volksgesundheit unter allen Umständen vermieden werden sollte. Eine solche Einstellung wäre überdies in zahlreichen Fällen ein willkommener Vorwand zur Entlassung verdienter Kräfte, die durch die Krise entbehrlich geworden sind.

Das junge Mädchen wird sich weigern, eine anstrengende Berufsausbildung auf sich zu nehmen, wenn es im Falle der Verheiratung den Beruf nicht mehr ausüben darf. Gerade aber eine gute und möglichst lange Ausbildung ist heute für die Frauen die einzige Möglichkeit, sich gegen die Krise zu schützen und die Anstellung qualifizierter ausländischer Kräfte zu verhindern. Die Eltern werden sich nicht zur Aufwendung höherer Ausbildungskosten entschließen, wenn die Töchter ihren Beruf voraussichtlich nur wenige Jahre ausüben können und sie keine Aussicht haben, im Alter auch von der verheirateten Tochter unterstützt zu werden.

Damit wird der Arbeitsmarkt noch mehr als bisher durch ungelernte und schwer verwendbare Kräfte belastet, welche doch heute schon die große Sorge der Berufsberaterinnen und Stellenvermittlungen sind.

Wir hoffen zuversichtlich, daß der Kantonsrat es ablehnen wird, unter dem momentanen Druck einer schweren Krisenstimmung Maßnahmen zu treffen, welche geeignet sind, Selbstbestimmung und Selbstachtung der Frau dauernd zu untergraben und ihr die Möglichkeit der freien, verantwortungsbewußten Entscheidung in einer der wichtigsten Lebensfragen zu entziehen.

Ein Nobelpreis für den Frieden.

wurde dem Internationalen Frauenkomitee für die Abrüstung, Genf, zugesprochen.

Zum zweitenmal wurde dies Komitee mit einer Gabe geehrt (2000 norweg. Kronen). Diese Gabe ist äußerst willkommen, nicht nur als materielle Hilfe zur Arbeit, auch als moralische Stärkung für die kommenden Wochen.

.... — Wie, sagten uns bei dieser Gelegenheit einige unserer Freunde, dies Komitee setzt seine Tätigkeit noch immer fort? ... Aber was kann es denn noch tun, da die Abrüstungskonferenz versagt, wenn die Regierungen die Idee unter ihren zweideutigen Reden begraben haben? Würde das Komitee nicht besser tun, sich schleunigst aufzulösen und das Geld für praktischere Zwecke zurückzugeben?

Doch nein, liebe Freunde, gerade jetzt müssen größte Anstrengungen gemacht werden, die Abrüstungskonferenz zu stützen. Wie Henderson sagt: „Die Zeit ist gekommen, um alle Energien zu höchster Anspannung aufzurufen, damit die Regierungen beeinflußt werden können". Denn von ihnen hängen hauptsächlich die im Januar fallenden Entscheidungen ab. Dann müssen die Regierungen erfahren, ob die öffentliche Meinung Krieg oder Frieden will....

Nun denn, damit diese öffentliche Meinung, von der die Frauen, auch die Stimmrechtslosen, nicht auszuschließen sind, sich kund tue, ist dafür die Arbeit dieses Komitee nicht unerläßlich? Diese Arbeit wird die Nobel-Spende erleichtern. Glauben Sie mir, so nützlich alle praktische Arbeit in diesen Zeiten der Not ist, für einen Grundsatz zu kämpfen, ein Ideal zu verteidigen ist auch eine höchste Pflicht und dieser dient das Internationale Frauenkomitee für die Abrüstung. (Adresse: Genf, place des Alpes 1).

Emilie Gourd in „Mouvement féministe".

Spruch.

Klarheit nötigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung, Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften tätigen Friedens. Goethe

Über die Frauenbewegung in Finnland.

Br. Es ist erstaunlich, daß Finnland, obschon es durch die lange und drückende Abhängigkeit von Rußland in seiner Entwicklung stark gehemmt war und sich von dieser Abhängigkeit erst vor kurzer Zeit befreien konnte, in bezug auf die Frauenbewegung doch zu den allerfortschrittlichsten Ländern gehört. Im folgenden soll ein kurzer Ueberblick über Entwicklung und Vorbedingungen der finnischen Frauenbewegung zu geben versucht werden.

Die erste Forderung der Frauenbewegung galt in Finnland, wie auch in den meisten übrigen Ländern, der Erziehung der Frau. Vor allem erging der Ruf nach Schaffung öffentlicher Bildungsgelegenheiten für Mädchen und nach dem Mitbenutzungsrecht der höheren Bildungsanstalten für die Frau. Diese Forderungen wurden in der siebziger und achziger Jahren des letzten Jahrhunderts in weitgehendem Maße erfüllt, namentlich durch Uebernahme und Neugründung von Mädchenschulen durch den Staat, in denen in finnischer Sprache unterrichtet wurde, im Gegensatz zu den früheren schwedischen Schulen. Bald darauf wurden auch gemischte Schulen eingeführt. Das Hochschulstudium war den Frauen schon anfangs der achziger Jahre zugänglich, aber erst 1901 erlangten sie darin Gleichberechtigung mit dem Manne.

Neben dieser auf Bildung gerichteten Bewegung ging die Entwicklung der sozialen Tätigkeit der Frau einher. Sie nahm ihren Ausgangspunkt in einer öffentlichen Diskussion über ethische Probleme, insbesondere über Probleme der sexuellen Ethik. Dieser Feldzug verlieh der Frauenbewegung Leben und Schwung und wies den Weg zur praktischen sozialen Arbeit, die für das öffentliche Leben von Bedeutung wurde und Anerkennung fand. Es traten zahlreiche Frauenvereinigungen ins Leben, teilweise mit sozialen, teilweise aber auch mit politischen Zwecken. Denn mit der zunehmenden Bedeutung der Frauenbewegung erwacht bekanntlich auch das Bedürfnis nach Teilnahme an politischen Rechten und Pflichten. Schon in den achziger Jahren wurde um rechtliche Gleichstellung von Mann und Frau gekämpft und insbesondere die volle Handlungsfähigkeit der Frau gefordert. Und nicht umsonst! War doch Finnland der erste europäische Staat, der den Frauen das aktive und passive Wahlrecht verlieh. Heute weist die gesetzgebende Behörde Finnlands ständig zirka 15 und mehr Frauen auf.

Stellen wir daneben die Erfolge unserer Frauenbewegung, dann drängt sich verblüffend die Frage auf: Wie haben die finnischen Frauen das angestellt?

Das eine treibende Moment scheint uns die geschickte Wahl des Ausgangspunktes zu sein. Die finnische Frauenbewegung faßte an beim lebendigen Interesse, beim dringenden Bedürfnis. Dabei kam ihr in hohem Maß der Befreiungskampf des Landes gegen die russische Oberherrschaft zu gute. Sie stellte sich nämlich in Form einer überaus starken Frauenvereinigung dem Staat zur Verfügung und leistete namentlich der Armee große Dienste (z. B. im Sanitätsdienst und in der Beschaffung von Nahrung und Kleidung für die Truppen während des Krieges). Sie nahm damit teil an der nationalen Bewegung und erstarkte daran.

Das zweite Moment sind die führenden Frauen, die Vorkämpferinnen in Wort und Tat, an denen Finnland so reich ist. Schon um die Mitte des letzten Jahrhunderts vertraten einige hervorragende Frauen kühn die Rechte der Frau, zunächst in der als Schriftsprache allgemein gebräuchlichen schwedischen Sprache, jedoch schon von den sechziger Jahren an in der Nationalsprache. Diese Vorkämpferinnen schufen für die spätere Entwicklung einen unschätzbaren Grund. Aber auch später fanden die Frauen ihre Führerinnen. Ich nenne als Beispiel Alexandra Gripenberg, die langjährige Leiterin der im Jahre 1884 gegründeten „Finnischen Frauenvereinigung". Von den heute bestehenden zahlreichen Frauenvereinigungen sind einige über das ganze Land verbreitet und erfreuen sich einer sehr großen Teilnehmerzahl. Die größte ist wohl die „Martha-Gesellschaft", die durch hauswirtschaftliche Erziehung der Frau die häuslichen Verhältnisse zu verbessern bestrebt ist. Sie umfaßt zirka 730 Abteilungen.

Durch eine so weit verbreitete und intensive Teilnahme der Frau am öffentlichen Leben erklärt es sich allein, daß in Finnland die Frauenbewegung eine Stufe erreicht hat, hinter der wir in der Schweiz leider noch weit zurückstehen.

*

Wir erinnern daran, daß auch in Finnland wie in den Vereinigten Staaten, in England, Dänemark und Kanada eine Frau den Rang eines Staatsministers bekleidet. Minna Sillenpää hat eine erstaunliche Laufbahn hinter sich. Einstmals Dienstmädchen, wurde sie Minister für Wohlfahrtsfragen. Tochter eines armen Taglöhners, mußte sie schon als 12 jährige in eine Textilfabrik arbeiten, um ihr Brot zu verdienen. „Schulpflicht gab es damals nicht", erzählt sie, „und mein Vater hatte nicht die Mittel, seine Kinderschar zu schulen. Ich lernte während der Fabrikjahre etwas lesen und schreiben, da wir oft Nachtarbeit und dann tags etwas Schulstunden hatten. Doch was kann ein Kind, das nachts gearbeitet hat, noch tagsüber viel erlernen!" Als 18jährige verläßt sie die Fabrikdienste und geht in den Hausdienst in städtischer Familie; nach 15jähriger derartiger Arbeit wird sie Präsidentin des neu gegründeten Vereins der Hausangestellten. Von da an steigt sie, Stufe um Stufe, in ihren Aemtern: 1907 wird sie Parlamentsmitglied, 1927 im Kabinett Tanner Ministerin. So lange dies Kabinett amtet, unterstanden ihr Armenpflege, Kinderschutz, Alkoholfragen etc. Auch heute noch steht sie in reicher und fruchtbarer Arbeit im öffentlichen Leben ihres Landes.

Bundesrichter Dr. Adrian von Arx †.

In Lausanne starb am Neujahrstag Bundesrichter Dr. Adrian von Arx von Olten. Der Frühvollendete war eine Persönlichkeit von eigener Prägung, die es verdient, daß ihm auch unser Blatt einige Worte des Gedenkens widmet.

Dr. Adrian von Arx absolvierte das Gymnasium von Solothurn, studierte an mehreren Universitäten Jurisprudenz und doktorierte im Jahre 1905. Hierauf amtete er mehrere Jahre als Amtsgerichtspräsident von Olten-Gösgen. Nachher trat er in das angesehene Anwaltsbureau seines Vaters ein. Im Jahre 1919 wählte ihn die Freisinnig-Demokratische Partei als Vertreter des Kantons Solothurn in den Nationalrat, dem er bis zu seiner Wahl zum Bundesrichter vor 3 Jahren ununterbrochen angehörte. Ein tragisches Geschick fügte es, daß der neue Bundesrichter zufolge einer schweren Krankheit sein Amt nicht sofort antreten konnte. Er hat sich überhaupt nie von der Krankheit erholt; sie hat den früher rüstigen Mann zermürbt, und sein Herz geschwächt. So hat dies Herz seinen Dienst versagt, das stets für andere schlug.

Der Verstorbene verfügte wie wenige über eine umfassende humanistische Bildung. Er kannte sich in der ganzen Literatur aus. In seinem Hause verkehrten Schriftsteller von Ruf — vor allem unsere Heimatdichter und viele Maler verdanken ihm manche Anregung und Förderung. Dr. Adrian von Arx hat sich mit großem Erfolge literarisch betätigt, wovon ein Bändchen Gedichte und das hervorragende vielumstrittene Werk „Der Helfer", ein Spiel von Krieg und Frieden in vier Akten, Zeugnis ablegen. Er war ein Mensch von tiefer Herzensbildung, er Liebte die Kunst als die Vermittlerin des Unaussprechlichen.

Im Kanton Solothurn, wo die politischen Wogen gelegentlich hoch gehen, kennt man den „Adrian" als einen der volkstümlichsten Politiker. Er war ehedem in der freisinnigen Partei der Fürsprecher für die Schwachen und Bedrückten. Er fand immer ein warmes Wort für jene, welche auf der Schattenseite des Lebens ihr karisches Brot verdienen mußten. Sein Rechtsinn und sein tiefes soziales Empfinden — zwei Eigenschaften von seinem Vater als wertvolles Erbstück übernommen — führten ihn zur Arbeiterbewegung. In zahlreichen Vorträgen und in vielen Zeitungsartikeln trat er unerschrocken und mutig für die Rechte des Arbeiters ein, aber ebenso tapfer und mit guten Gründen bekämpfte er den Klassenkampf, der zum Klassenhaß führe. Es war seine Ueberzeugung, daß auf dem Boden des Hasses keine bleibenden kulturellen Werke geschaffen werden könnten. Seine Ideen fanden begeisterte Anhänger und Verfechter in dem einen Lager, wo der soziale Friede als Grundbedingung für den Aufstieg des Volkes angesehen wurde und heftige Gegner und Widersacher dort, wo man glaubte die Hand für eine Verständigung nicht geben zu dürfen. Mit blankem Schild ging er aus diesen Kämpfen hervor.

Das Schicksal der Witwe eines verstorbenen Freundes führte den Verstorbenen der Frauenbewegung zu. Die Achtung vor der Würde der Frau ließ ihn in jungen Jahren als Gegner des Frauenstimmrechtes auftreten. Als Gerichtspräsident und als Anwalt, bei dem meistens nur die „kleinen Leute" Hilfe und Rechtsbeistand suchten, gelangte er mit der rauhen Wirklichkeit in Kontakt und lernte die Nöte, der zum Erwerb gezwungenen Frau kennen. Nichts Menschliches blieb ihm fremd. Er war

---

kommen, droht der wilde General dem übelhörenden Jenner, er werfe ihn zum Fenster hinaus, wenn er nicht sofort ein Diner von sechzig Gedecken und fünfzig Pfund Brot herrichten lasse. Gottlieb von Jenner, an solche Sprache nicht gewöhnt und auch nicht gewillt, sie sich gefallen zu lassen, antwortet mit der Würde und Kraft des empörten Berner Patriziers und daraufhin beliebt der General, seinen Ton zu ändern.

Ob der junge Rudolf von Jenner ein Verwandter des Kriegskommissärs gewesen, sein jüngerer Bruder, sein Sohn oder sonst ein Verwandter, ich will es nicht ergründen. Das aber weiß ich, daß er kein Dichter war, daß er als Berner Aristokrat ein schlecht-s Deutsch sprach und Sie mit Euch verwechselte. Irgendein ferner Ton muß dem unwotischen Jungen im Ohr gelegen haben, als er Malchen den dümmsten und ungeschicktesten Vers des ganzen Stammbuches dichtete. Und doch rührte mich nichts derart wie gerade dieser Vers, denn hinter der dornenvollen Tat des Dichters spürt sich ein liebendes Herz, das eine rasche, unheilvolle Schmerzensblüte trieb. Drei braune Bubenlocken, mit zärtlicher Sorgfalt und rotem Seidenfaden kunstvoll gebunden, lagen aufgeklebt daneben. Der Vers lautet:

„Wallet hin durch diese Erdensaueile,
Keinen Stein berühre Sie.
Sie bringe Euch an Ort und Stelle
Wo ihr einst recht glücklich seyd."

Kleiner, verliebter Junge, wo mag wohl diese durchzuwallende Erdensauelle gesprudelt haben, die ein junges Mädchen bis an die Stätte ihres Glückes getragen hätte?

Ich blättere weiter. Da hat eine feine Hand, die Hand einer reifen Frau, zwischen die Blätter des Albums ein separates Blatt hineingeschoben, ein duftiges Rosablatt mit schmalem, hauchdünnem, grünem Rand. Und diese erfahrene Hand zieht aphoristisch, in schmalen Lettern, das Fazit eines klugen Lebens über das Blatt: „Die wahre Welt des Menschen ist sein Herz", heißt es. Freyburg im September. J. B. Glatz. Diese selbe Hand legte noch etwas Entzückendes zwischen die Rosaseide der beiden Bogen, ein Kleinod frommer, katholischer Kleinkunst. Ich weiß nicht, aus welchem Material eigentlich das wunderhübsche Ding gefertigt ist. dies liebliche, kleine Bild. Es erscheint mir wie aus Seide, in Wachs getränkt, und faßt sich doch an wie glattes, dünnes Pergament. Ton und Schimmer ist zartrosa, wandelt sich leise in Graubraun und wirkt wie der Hauch eines Schleierchens. Ich begreife gar nicht, wie in diesem holden Gewebe noch kunstvolle Ornamente angebracht werden konnten und dazu noch der Goldrand, der es umfaßt. Am obern Ende, unter dem Monogramm Christi, ist ein medaillonförmig-s Schildchen eingelassen, darauf eine entzückende Miniatur: Auf einem Stein sitzt Christus in blauem Mantel, das weiße Lämmchen auf den Knien. Er trägt einen großen Hirtenhut aus hellem Stroh mit breitem, abwärtsgebogenem Rand, darauf winzige Blüten schaukeln. Der Hut steht dem Hirten wohl zu den blonden Locken, die das Gesicht umkräuseln. Zu seinen Füßen ruht ein honiggelber Löwe und blickt sanft und gezähmt zu ihm empor. Unter der Miniatur, gegen den Rand hin, schwirren allerhand bunte Vögel durchs Gräst des allerzierlichsten Gewebes in milden, weichen Farben. — Wer war sie, diese J. B. Glatz? Der Name gemahnt an Schlesien, erinnert an ein altes Schloß, an eine Gebirgslandschaft, an Wald, Erz und Mineralien und an eine hohe Festung an der Neiße. Wer mag wohl die feine Frau gewesen sein, die in Wort und Bild so diskret von ihres Lebens Weisheit sprach?

Auch die blonde Nanette macht eine Reise. Sie führt ins Emmental. Wir geleiten sie nach Langenthal, Eriswil, Rohrbach, Langnau. Schon im hügeligen Eriswil scheint sie unvermutet die schwermütige Liebe einer neuen Freundin gewonnen zu haben. Sie heißt Susanna. Und sie greift in die Saiten ihrer Lyra und entlockt ihr eigentümliche Töne.

„Nimm Fründin, diese kleine Blume,
Im schauerlichen Heiligtume
Des lieben Wäldchens,
Weit von hier.
Da fand ich sie.
Und brach sie Dir.
Mit weher Seele,
Voll von Dir."

Es ist begreiflich, daß ich mich nach der kleinen Blume im schauerlichen Heiligtume, begierig umsah. Sie mußte natürlich beigelegen haben. Aber es stak nur noch die Nadel im Papier, eine beinahe hundertvierzigjährige, kleine harmlose Nadel, mit der die Wunderblüte befestigt gewesen. Sie selbst schien dahin und verschwunden.

Dann meldet sich ein Notar aus Aarwangen zu Wort und Bild, und kurz darauf ein Oberleutnant. Der aber hat ein schlechtes Gewissen. Er weiß, daß er bis in die sinkende Nacht mit der blonden Nanette am Fluß spazierte, daß er ihr Billettchen zustecken ließ und ihr mit allerhand gerupftem Zuckerwerk das Köpfchen verdrehte. Da gab's im Dorf ein großes Geschwätz. Nun muß er trösten und etwas lärmig spektakeln dazu. Er schreibt laut:

„Wenn schon Verleumder, dieses Teufels Pack,
Dir spielen manchen Schabernack,
Mußt, Edle, nit verzagen.
Denk, was ein alter Weiser spricht.
Die schlechten Früchte sind es nicht,
An denen die Wespen nagen."

Der Vers weist eine außerordentliche kalligraphische Wracht auf. Aber der Herr Oberleutnant hat es für gut befunden, um seine Dichtung einen breiten, schwarzen Trauerrand zu ziehn, der wohl auch seine heimliche Bedeutung gehabt haben mochte. —

Die Zeiten gehn und vergehn. Das braunlockige Malchen ist zur Jungfrau erblüht, der Bräutigam steht neben ihr. Da darf man ihr schon kecke Dinge ins Ohr sagen. Es ist zuerst ihr Onkel Friedrich, der ihr mit den Augen zuzwinkert:

„Die Gott und ein hübsch Knäblein liebt,
Und beide wie sie soll,
Die bleibt auf Erden unbetrübt
Und ewig gehts ihr wohl."

Dem Onkel schließt sich der Schwager aus Steffisburg an; er ist Kaufmann, etwas derber, und sagt, wie er's denkt:

„Schenk dem Himmel dein Gemüte,
Deinen Leib der schönen Weld.
Des Tages denk an Gottes Güte,
Des Nachts an den, so dir gefeldt.
Dann kannst du ohne Heuchelsschein,
Halb geistlich und halb Weldlich sein."

Damit wäre für Malchen die Schwenkung aus den ätherischen Gefilden platonischer Freundschaften ins Volle eines Frauenlebens vollzogen und sie schickt sich an, die Urgroßmutter meines roten saffiangebundenen Büchleins zu werden.

Nanette mit dem blonden Knoten im ernsten Nacken hat sich viel später vermählt. Auf ihrem Wege muß ihr bereits ein sehr kluger und nachdenklicher Mann begegnet sein; er bezeichnete sich selbst als „Freund der Wahrheit", als er ihr ins Album schrieb. Er muß einen ernsten Sinn und ein gesütes Herz besessen haben. Nach ihm blieben viele Seiten des Albums trostlos leer. Im Januar des Jahres 1812, als auf den endlos schweigenden Feldern Rußlands Hunderttausende ihr schwarzes Blut in den Schnee schütteten, und man sich noch heute fragt, aus welchen Quellen des Herzens Europa eigentlich damals noch habe leben können, säuselt bei Gott ein regelrechter schweizerischer Hauptmann Nanette ins Ohr des Albums: „Wir wollen Blumen-

aber nicht der Mann, der sich so leicht mit den Tatsachen abfinden konnte, sondern sein reger Geist beschäftigte sich mit den Zuständen und betrachtete seine Initiative. Es war wiederum die Achtung vor der Würde der Frau, die ihn als einen warmen Befürworter der Frauenbestrebungen öffentlich auftreten ließ.

„Das Volk liebt seine Idealisten." So spricht das gelamte Solothurnervolk mit Hochachtung und tiefer Verehrung von seinem Adrian von Arx, dessen Herz für den „kleinen Mann" im Volke schlug. So wird der verstorbene Bundesrichter im Solothurnerländchen fortleben als ein einfacher Republikaner und Volksmann, der die Fahne der Demokratie mit Ueberzeugung vorantrug.

B.

Gertrude Bell.*

Das Leben einer Gelehrten, Forschungsreisenden und hohen Staatsbeamtin.

Von Elisa Struh.

(Schluß.)

Der Ausbruch des Weltkrieges wird bestimmend für G. Bells weitere Entwicklung. Aus der Touristin und Weltreisenden, aus der Forscherin und Archäologin wird sie die auf die Politik ihres Landes bestimmenden Einfluß nehmende,

hohe Staatsbeamtin.

In den ersten Kriegsmonaten leitet sie auf Anregung von Lord Robert Cecil eine Ermittlungsstelle für Vermißte und Verwundete in Boulogne und London; dann wird sie nach Kairo geschickt, wo man für den vorderasiatischen Kriegsschauplatz ihre genaue Kenntnis der arabischen Wüste und der arabischen Sprache bedarf.

Einer der für England schwierigsten kriegerischen und politischen Schauplätze war Mesopotamien. Sie hat für die Regierung einen eingehenden Bericht über die Strömungen der arabischen Politik im Hedschas und im Irak auszuarbeiten. Dann braucht man ihre Dienste in Mesopotamien im Hauptquartier des Generals Sir Lake in Basrah. Hier verfaßt sie das Handbuch über die Stämme des Iraks, worauf ihr das Ostsekretariat beim „Chief Political Officer", Sir Percey Cox, angeboten wird, das sie annimmt und während 10 Jahren, bis zu ihrem Tode innehat. Doch in Bagdad braucht man ihre Mitarbeit auf zwei wichtigen Gebieten. Das politische Bureau hat die Aufgabe, als Vermittlung zwischen dem Armeekommandanten und der Zivilbevölkerung zu dienen und den Armeekommandanten in politischen Angelegenheiten zu beraten und ferner daraufhin zu arbeiten, das Versprechen, das England vor und bis Eintritt der Türkei in den Weltkrieg den arabischen Stämmen gegeben hatte, zu halten: die Freiheit und die Religion der arabischen Stämme zu schützen, wenn diese sich nicht gegen die britischen Interessen verfehlen.

Schließlich bildet England in Gemeinschaft mit den arabischen Stämmen ein Königtum, einen unabhängigen Staat unter der Garantie des Völkerbundes. England hat den Stämmen bei der Wahl des Fürsten behilflich zu sein und den schließlich gewählten Faisal aus der Familie der Haschimiden, der Nachkommen des Propheten, zu seiner Herrscheraufgabe vorzubereiten. Bei dieser Zusammenfassung und Einigung der Stämme Mesopotamiens, bei der Schaffung dieses neuen Staates mit seinen Behörden, seiner Gesetzgebung, seiner Armee, seines Wappens, bei der Wahl des Königs, kommt die außerordentliche politische Begabung und Bedeutung G. Bells zu ihrer vollen Auswirkung. Wir dürfen behaupten, daß ohne ihren Einfluß die Angelegenheiten von Irak wahrscheinlich eine andere Wendung genommen hätten. „Sie hat das Schicksal von Irak bestimmt."

G. Bell hat immer wieder den Oberkommissar an das den persisch-arabischen Stämmen gegebene Versprechen erinnert, sie zur Selbstherrschaft hinzuleiten. „Wir haben Selbstregierung versprochen und tun nichts in dieser Sache." Die Erfüllung dieses Versprechens wurde ihr zur Mission und zur Richtschnur ihrer politischen Tätigkeit.

Sie wird das vereinigende Glied zwischen britischer und arabischer Rasse und ihr Haus in Bagdad mit dem kleinen Garten und den vielen Nelken wird zu einem Treffpunkt der Besten aus der europäischen und arabischen Gesellschaft des Iraks. Zu ihr kommen die Scheiks der Wüste, um sich Rat zu holen oder ihr Nachrichten zu bringen. In ihrem Haus treffen sich die Notabeln des Landes mit englischen Behörden. Wenn Fehler in der Behandlung der Araber gemacht werden, wendet sich das beleidigte arabische Volk an sie, und sie macht das Ver ·ummis wieder gut. Sie hat tägliche Unterredungen mit dem Oberkommissär; mit ihr berät sich König Faisal über Fragen der Repräsentation und Politik, über seine Thronreden.

An den großen Festen, an den Herrendinners des Oberkommissars, an den Eröffnungsfeiern englisch-arabischer Klubs, an großen politischen Konferenzen (sie wird zu den Vorbesprechungen des Versailler Vertrags aufgeboten, weil niemand die mesopotamischen Verhältnisse so kannte wie sie) sehen wir sie, als einzige Frau teilnehmen. Sie selber hat jeden Sonntag Minister und englische Ratgeber der arabischen Regierung zu Gast.

Ihre Arbeitskraft ist erstaunlich. Sie schreibt das englische Weißbuch über Mesopotamien, dann ein Werk über neuere arabische Geschichte, ferner eine Menge von Berichten über ottomanische Verhältnisse; sie stellt die Listen über die Stämme auf, sie stellt her und korrigiert Landkarten über Arabien, bestimmt genau die Lage der Orte und ihre Namen, sie hilft Grenzen bestimmen, sie gibt eine arabische Zeitung heraus und zieht einheimische Mitarbeiter bei, sie verfaßt die Jahresrapporte für den Völkerbund, sie hilft Primar- und Sekundarschulen gründen, eröffnet ein Krankenhaus für bemittelte Frauen, sie gründet eine Volksbibliothek, sie macht Ausgrabungen in Ur und Kisch, sie arbeitet ein Gesetz über Ausgrabungen aus, sie gründet das Irak-Museum und wird zum

Ehrendoktor der Archäologie

ernannt.

Zwischenhindurch findet sie Zeit zu Jagden, zu Flugreisen, zu den wöchentlichen Briefen an ihre Eltern, zur Pflege ihrer äußeren Erscheinung, auf die sie großes Gewicht legt. Das alles leistet sie bei einem Klima, das mit seinen Temperaturstürzen schwer zu ertragen ist, das ihr Haar vorzeitig schneeweiß bleicht, und das ihre Gesundheit nach und nach untergräbt. Aber sie ist glücklich: „Es ist wunderbar, bei der Geburt einer neuen Verwaltung dabei zu sein," schreibt sie ihren Eltern. „Wünscht mich nicht zu sehr zurück; das Leben ist zu interessant!" Sie genießt das unbegrenzte Vertrauen des Landes und gilt als das pro Arab Mitglied der Verwaltung. Ueberall wird sie angeführt als diejenige, die für die Rechte der Araber eintritt. Wenn sie ihr Haus nicht verlassen kann, werden die Beratungen bei ihr zu Hause geführt, wie z. B. die Vorbereitungen zu Kabinettswahlen.

Wie liegt ihr am Herzen, alle einheimischen Elemente zur Zusammenarbeit zu bewegen: die jungen Heißsporne und die Schiaa, die Fanatiker, die Enthusiasten, die diplomatischen Staatsmänner und die Gelehrten. Sie handelt im Interesse des Landes Mesopotamien. Sie will sein Wohl. „Wir wollen das Beste tun für das Land. Ich liebe die Menschen hier so sehr. Ich bin mehr Bürger von Bagdad, als mancher geborene Bagdader; ich wette, kein Bagdader hängt mehr als ich an der Schönheit des Flusses und der Palmengärten und an dem Bürgerrecht, das ich erworben habe. Mein Herz ist in der Sache. Ich lebe und sterbe für sie. Alles andere ist belanglos."

Bei der Königswahl frägt sich das ganze Volk: „Hat Faisal die Zustimmung der Khatun (Herrin)? Ist die Khatun befriedigt?" Die Araber nennen sie, das Licht unserer Augen und die Mutter der Gläubigen, eine Benennung, mit der man nur Ayischah, die Frau des Propheten, geehrt hatte.

Sieben Jahre lang arbeitete G. Bell an der Errichtung des irakischen Staates und zwar eines unabhängigen, selbständigen Staates. Faisal wollte unabhängiger König sein, wenn er auch im Bunde mit England stand. Gertrude Bell trat unerschütterlich für die Haltung Faisals ein. „Wir bauen hier nicht mit leblosen Steinen. Wir ermutigen, das Lebendige zu wachsen, und wir spüren, wie es in unsern Händen pulsiert. Wir können es in mancher Hinsicht leiten, aber wir können es nicht hindern, hinauf zu wachsen." — Mit der Erstarkung der arabischen Regierung nehmen die politischen Fragen ab, und das Administrative tritt mehr hervor, was der Begabung Gertrude Bells weniger entspricht. Sie wendet in der Folge ihr Interesse vor allem den Ausgrabungen und der Instandstellung des Irak-Museums zu.

Die Museumsarbeit möchte sie beendigen, das Museum fertig einrichten, und dann nach Hause, nach England, zur Erholung zurückkehren. Da stirbt sie plötzlich, den 12. Juli 1926, des nachts im Schlaf, 58jährig. — Ihr Tod kam dem Lande wie eine unfaßbare Katastrophe vor. Mit allen militärischen Ehren wurde sie begraben. Die Truppen standen Spalier, und die zivilen und militärischen Behörden, der Premierminister, das Kabinett, der Oberkommissar und sein Stab und Scheiks aus der Wüste gaben ihr das Geleit auf ihren letzten Weg.

Es wundert uns nicht, daß sich um dieses außergewöhnliche Frauenleben schon zu seinen Lebzeiten phantastische Märchen gebildet hatten, die Gertrude Bell zur legendären Persönlichkeit, zur geheimnisvollen Frau des Ostens, zur ungekrönten Königin Arabiens, zur Diana der Wüste machten. —

Sechs Jahre nach dem Tode Gertrude Bells, 1932, wurde Irak in den Völkerbund aufgenommen und hörte auf, englisches Mandatsland zu sein; diesen Herbst ist König Faisal verschieden, nachdem kurz vor seinem Tode in seiner Abwesenheit Hunderte und Hunderte von assyrischen Christen im Irak niedergemetzelt worden waren. Wir fragen uns: Wären diese Ausschreitungen unter der politischen Leitung Gertrude Bells möglich gewesen?

* Quellen: The letters of Gertrude Bell, selected and edited by Lady Bell, London; G. Bell, Artikel von Helene Thon in „Die Frau", Jahrgang 1929.

Kongresse in Aussicht.

I.

Der 5. Internationale Kongreß für hauswirtschaftlichen Unterricht

soll vom 22.—26. August 1934 in Berlin stattfinden. Er wird verbunden mit einer Ausstellung über Material und Methoden des Landw. Unterrichtes. Dieser Kongreß schließt sich den schon früher vom Internationalen Verband für Hauswirtschaftl. Unterricht (Sitz Fribourg) veranstalteten Kongressen von Freiburg (1908), Gand (1913), Paris (1922), Rom (1927) an. Das vorbereitende deutsche Organisationskomitee wird präsidiert von Frau Maria Meyer, Vorsitzende der Frauenwirtschaftskammer, Hamburg.

Auskunft über Einzelheiten erteilt die „Deutsche Pädagogische Auslandstelle", Potsdamerstr. 120, Berlin W 35, die als Geschäftsstelle bestimmt wurde.

*

II.

Der 5. Internationale Kongreß für Elternbildung

soll 1935 in Brüssel stattfinden. Herr P. de Bunst, der bekannte Befürworter einer bessern Vorbereitung der künftigen Eltern (Commission internationale de l'Education familiale. 22 Avenue d'Iser, Bruxelles) verlangt auf den 15. Febr. 1934 von allen Ländern der Welt eine detaillierte Antwort auf den folgenden Fragebogen:

1. Welches sind die großen amtlichen, religiösen oder privaten Körperschaften, die sich mit der Propaganda zu Gunsten der Elternbildung befassen?
2. Wie groß ist in ihrem Lande die Zahl der Familien (Haushalte) und welche unter ihnen, sind von der Propaganda der die Hebung der Elternbildung erstrebenden Körperschaften erfaßt? Welche in Stadt- und Landgemeinden?
3. Welches sind die besten, im Jahre 1933 publizierten Volksschriften, die an die Eltern als Erziehungshilfe verteilt oder verkauft worden sind?
4. Welches sind die besten „Elternbücher", die im Jahre 1933 erschienen sind?
5. Welches sind die weitverbreitetsten Elternzeitschriften? Titel? Zahl der Abonnenten?
6. Werden viele, der Elternbildung dienende Artikel in den Tageszeitungen und Zeitschriften veröffentlicht?
7. Wird an den Primar- und Sekundarschulen über Elternbildung unterrichtet?
8. Finden Vorträge für Erwachsene statt? Wieviele? In welchen Kreisen? Ueber welchen Gegenstand der Elternbildung? Wie viele Radiovorträge?
9. Welches sind die besten, der Elternbildung dienenden Aufklärungsfilme?
10. Bestehen Elternbildungskurse an den Bildungsanstalten?
11. Führt man die Töchter in die Praxis der Elternbildung ein? (angewandt bei Kindern von 1—6 Jahren)
12. Ausbildungszirkel in den Jugendgruppen?
13. Zirkel und Abendkurse für Eltern?
14. Auskunftsstellen für Eltern?
15. Propagandatage? Ausbildung von Referenten und Beratern?
16. Elternbildungsausstellungen?
17. Andere interessante Bestrebungen?

M. S. G., Bull. int. de la Prof. de l'Enf. 131/1933.

Gibt es noch Nachbarschaft?*

Wir alle wissen es: Kein Mensch kann für sich ganz allein leben. Nicht einmal Robinson war auf sich selber angewiesen, der Eingeborne und der Hund waren ihm Begleiter und Helfer. Nachbarschaft — woher kommt wohl dies Wort? Noch heute wird der Bauer auf dem angrenzenden Anwesen im Dialekt der „Nachpur" genannt, also der zunächst wohnende Bauer. Noch heute geschieht durch gute Nachbarschaft auf dem Lande wohl die natürlichste gegenseitige Hilfe, man kennt sich und man hilft sich gegenseitig aus mit Werkzeug, mit gutem Rat, mit Pflege im Krankheitsfall, wohl auch mit der Arbeitskraft.

Wie aber steht es in der Stadt? Da kennen sich oft nicht einmal die Bewohner des gleichen Hauses. Nirgends ist Einsamkeit größer als im Getriebe der großen Städte, wo die Menschen es verlernt haben, im nah wohnenden einen Nächsten zu sehen. Eine Skizze von Käte Marcus im „Bund" gibt uns ein Zeitbild. Es heißt da unter dem Titel „Der ferne Nächste":

Durch ein großes Handelshaus wandert eines Morgens ein Schriftstück. „Die Buchhalterin Emmi Wagner wird seit gestern abend von ihren Angehörigen vermißt. Wer etwas über das Verbleiben von Fräulein Wagner weiß, wird gebeten, es der Geschäftsleitung mitzuteilen."

Dieses Schriftstück geht von Zimmer zu Zimmer, von Hand zu Hand. Jeder liest die wenigen Worte. Dann wird darüber gesprochen. „Ich meine doch, ich hätte Fräulein Wagner gestern noch im Lift getroffen," sagt einer. „Sollte sie nicht am Ersten abgebaut werden?" wird gefragt. „Mir war Fräulein Wagner immer etwas unheimlich," äußert ein junges Mädchen, „sie war so abwesend und verschlossen." — „Verschlossen?" entgegnet eine Kollegin, „Emmi Wagner war doch ein ganz offenherziger, heiterer Mensch!"

Jahraus, jahrein hat die Buchhalterin Emmi Wagner an ihrem Tisch in dem Bureau gesessen. Nun ist ihr Stuhl frei. Alle betrachten fragend den leeren Arbeitsplatz. Als dort noch ein Mensch saß, haben sie kaum richtig hingesehen. Deshalb müssen sie heute darüber streiten, wie sie denn eigentlich gewesen sei.

Wissen wir so wenig von den Menschen, die im gleichen Raum, im gleichen Hause mit uns arbeiten? Ja, es ist leider so. Der Nächste ist oft für uns der Fernste. Wir sehen ihn nur wie durch einen Nebel; wir bemerken es manchmal kaum, wenn sich seine Züge verändert haben. Wir machen uns keine Gedanken über den Unterschied zwischen Gestern und Heute. Eines Tages zerbricht ein Schicksal den Menschen, der uns gegenüber gesessen hat. Dann fragen wir aufgestört: „Wie war er? Was hat er wohl durchgemacht?" Aber dann ist es zu spät.

Die Menschen, die uns brauchen, sind uns ganz nah. Sie arbeiten täglich Stuhl an Stuhl oder Wand an Wand mit uns. Der Weg zu ihnen ist ganz kurz. Warum sehen wir ihn nicht? Unsere Arbeitsgefährten warten oft nur darauf, daß wir zu ihnen kommen und sie fragen, was sie beschäftigt oder bedrückt. Eine teilnahmsvolle Frage hat oft eine erlösende Kraft. Ein guter Händedruck kann einem sorgenvollen Menschen beweisen, daß es nicht nur Härte und Kälte in der Welt gibt. Wir sind aber so geizig mit den kleinen Geschenken der Güte.

Freude und Glück werden gern und leicht mitgeteilt. Wenn einer in der Lotterie gewonnen hat, wird es schnell das ganze Haus wissen. In dunklen Zeiten verschließen viele Menschen sich vor ihren Nebenmenschen. Sie eröffnen sich nur dem, der sie herzlich anblickt und anredet. Neben uns arbeiten Frauen, die sich um das Glück ihrer Ehe sorgen. Vielleicht können wir ihnen über eine schwierige Zeit hinweghelfen. Neben uns arbeiten junge Mädchen, junge Mäu-

* Die Redaktion nimmt gerne weitere Zusendungen zu dieser Frage auf. Wer schildert ein gutes Erlebnis von Nachbarschaft? Wer kritisiert Mängel? Wer bringt eine Anregung zur Pflege eines brüderlichen, nachbarschaftlichen Geistes?

BASEL

P 1489-1 Q **Hotel Baslerhof**

Christliches Hospiz, Aeschenvorstadt 55

Bestbesuchtes Familienhotel. Moderner Komfort. Zimmer teils mit fließendem Wasser von Fr. 4.50 an. Alkoholfreie Restauration. Eigene Konditorei. Reduzierte Preise

---

kränze winden." Ich, die Urenkelin, habe mich für den dummen Kerl in meiner stillen Stube herzhaft geschämt. Nanette wird sich auch ihre Gedanken dabei gemacht haben.

Nach dem Hauptmann sind wieder viele Seiten unbeschrieben, sehr viele. Und mitten in diese lange Flucht leerer, weißer Blätter, als ob es kein Vorher und kein Nachher mehr gäbe, als ob für eine lange Zeit alles ausgelöscht sei, was bis jetzt Sinn und Gültigkeit gehabt, stehn von Nanettens eigner Hand die Worte quer übers ganze Blatt gezogen:

„Den 27. September zwischen vier und fünf Uhr starb die gute Mutter."

Eine altmodische Frauenschrift, sehnsüchtig und still Mitten in ein junges Leben fiel der erste große Schmerz.

Nanette hat sich, wie bereits erwähnt, spät vermählt. Sie wurde die Gattin eines Landpfarrers. Mit ihm setzte sich die lange Reihe der Theologen fort, die ohnedies in unserer Familie vorausgegangen war. Ihr jüngster Sohn war mein Großvater. Er war ein Dichter und liebte die Kinder. Für die Kinder schrieb er seine Verse, Lieder und Sprüchlein. So wenn das arme Marili starb, oder wenn die Geschwister zankten, oder wenn eine böse Frau zuviel von ihrem Huhn verlangte, oder wenn das Christkind unter dem weißen Schleier vom Vreneli oder Fritzchen etwas zu hören verlangte. Er ist heute vergessen und nur noch in altmodischen Stuben liebt man seine schlichten, gemütswarmen Verse.

Der Bettler.

Ich muß auf eine halbe Stunde fort, sagte die Mutter zur 12jährigen Tochter. Geh' nicht auf den Hof, bleib im Haus, und wenn jemand anruft, so sag, ich werde bald wieder da sein. Vielleicht kommt die Marie inzwischen heim.

Nimm mich lieber mit, bat das Kind, ich habe Angst, allein zu bleiben.

Ich kann dich wirklich nicht mitnehmen, erwiderte die Mutter, ich möchte, daß jemand zu Hause ist. Wovor hast du übrigens Angst?

Ein Bettler kann kommen, sagte fast weinend das Kind.

Du fürchtest dich vor einem Bettler? Ein Bettler ist doch nur ein Mensch wie du, ein armer Mensch.

Bettler sehen so schrecklich aus, sie sind so dreckig und ungekämmt, ihre Kleider sind zerrissen und voller Flecken. Dann stehlen sie und rauben und morden. Dem Kinde liefen die Tränen über die Wangen.

Wer hat dir denn so etwas erzählt? fragte die Mutter entsetzt. Ein Bettler raubt nicht, mordet nicht, stiehlt nicht. Ein Bettler ist nur ein sehr armer Mensch, der kein Brot hat und andere um Hilfe bittet.

Warum bittet er um Hilfe? Er kann doch arbeiten wie alle andern auch. Tieftraurig sah die Mutter dem Kind in die Augen.

Es gibt nicht genug Arbeit für alle, deshalb bitten die, die keine haben, um Beistand. Ein Bettler ist nicht nur arm, sondern auch unglücklich, und man muß ihm helfen, so gut man kann, mit Brot, Kleidern und Geld.

Das sagst du nur so, um mich ruhiger allein zu lassen, schluchzte das Mädchen. Ich weiß ganz genau, daß Bettler lasterhafte Leute sind. Wenn sie läuten, guckt man zuerst durch das Guckloch, und wenn es einer ist, öffnet man ihm nicht. Jeder hat Angst vor ihnen.

Hör mal, Lily, sagte die Mutter eindringlich und faßte das Kind bei der Hand, du weißt doch, wo Vater arbeitet?

Natürlich, in der Fabrik, als Ingenieur.

Nun stell dir einmal vor, daß die Fabrik keine Aufträge hat und aus Mangel an Arbeit geschlossen werden muß. Dann kann Vater auch kein Geld mehr verdienen.

Er wird sich etwas auf der Bank holen, erwiderte das Kind triumphierend.

Richtig, aber es dauert sehr lange, die Fabrik bleibt weiter geschlossen, Vater hat sich nach und nach das ganze Geld abgeholt. Was wird dann? Er wird kein Geld mehr haben, sich neue Kleider zu kaufen, sein Anzug wird immer schmutziger, immer abgeschabter werden, und wenn der Stoff schon so brüchig ist, daß man ihn nicht mehr ausbessern kann, wird dein Papa in Lumpen gehen. Wir werden nicht ausreichend Geld haben, um uns genug Essen zu kaufen, wir werden nicht mehr satt werden und Papa wird immer schlechter aussehen, immer magerer und gelber. Du wirst nach Brot jammern und Vater wird sich nicht anders helfen können, als zu den Nachbarn oder fremden Menschen zu gehen, an ihren Türen zu läuten und um Hilfe zu bitten. Man wird dann bestimmt deinen Papa auch zum Bettler machen. Aber ist er deshalb ein böser Mensch, der raubt und stiehlt? Und wäre es schön, wenn die andern Menschen Angst vor ihm hätten und ihm nicht aufmachten?

Mein Papa wird nie ein Bettler werden, schrie das Kind verzweifelt auf. Wir werden nie hungrig sein, wir werden immer Geld haben.

Nur so lange Vater Arbeit hat. Ist er erst arbeitslos, so wird er werden wie hundert und tausend andere auch.

Das Kind stampfte wild mit dem Fuß und überschrie sich fast: „Nein, nein, mein Papa wird nie Bettler werden, mein Papa wird niemals betteln gehen. Ich will es nicht." und es weinte herzzerbrechend. Die Mutter tat nichts zu seiner Beruhigung. Inzwischen kam Marie nach Hause und die Mutter ging fort. Sie hielt ihre Tasche fest in der Hand. Ihr letztes Schmuckstück lag darin, sie trug es ins Leihhaus.

Zwei neue Frauenbücher.

Daß ein Buch von einer Frau geschrieben ist, stempelt es noch nicht zum echten Frauenbuch. Es muß dazu das unaussprechliche Etwas enthalten, das nur eine Frau aus ihrem innersten Wesen heraus geben kann. Diese Voraussetzung erfüllt voll und ganz das neue Buch von Julie Schlosser, „Im Lichtkreis meiner Laterne, Geschichten von Blumen und Tieren" (Verlag E. Salzer, Heilbronn). Dem Untertitel möchte man noch „und Menschen" hinzufügen, denn es gibt nicht leicht ein besseres und eindrucksvolleres Bild eines Menschen als das der kleinen englischen Tierärztin, die den chinesischen Namen „Dui", was das „Heitere" heißt, trägt. In unseren Tagen, wo wieder so viel über die Berufstätigkeit der Frau gestritten wird, sollte man den Gegnern der Frauenarbeit die Geschichte „Der kleine Doktor" still in die Hand drücken... Ob der eine oder andere seine Meinung nicht ändern wird!? Dabei ist das Eingreifen in diese Probleme weder der Zweck noch das Ziel des Buches, es will uns vom Kleinen, Alltäglichen, Nebensächlichen erzählen, von Tieren und Blumen, es rückt all dieses liebevoll in den „Lichtkreis der Laterne", läßt uns nebenbei in seelische Hintergründe und Tiefen einen Blick werfen. Es wäre aber schade, noch mehr Worte über das Buch zu machen, man lese es selbst! Es eignet sich auch vorzüglich als Weihnachtsgeschenk für besinnliche Leute. Die reizende Ausstattung mit wunderhübschen photographischen Bildern erhöht seinen Wert.

Derselbe Verlag bringt ein neues Buch von der Verfechterin der Rechte der Deutschen im Ausland, M. Munier-Wroblewska, heraus, „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein". Es ist eine Erzählung aus dem Banat, voll Lokalkolorit und Originalität. Kraftvoll geschildert, psychologisch sicher durchgeführt, obwohl der Verfasserin die Schilderungen von protestantischen Milieus besser gelingen. Ihr Kunstwerk bleibt doch immer der ebändige Roman aus dem Baltikum, „Unter dem wechselnden Mond". (Auch bei Salzer erschienen).

ner, die ratlos vor den Toren des Lebens stehen. Wir können sie anhören, wenn sie klagen und anklagen. Oft mag es uns gelingen, sie zu ermutigen, wenn sie mutlos geworden sind.

In den Häusern der Arbeit leben viele Menschen, die nach praktischem Beistand, nach einer Aussprache, nach einem vernünftigen Rat verlangen. Neben Dir, neben mir, neben uns allen steht der Nächste. Er darf uns nicht fern bleiben! Wir müssen ihn zu uns rufen!

Die Mütter der Zukunft.

Aus einer deutschen Stadt erhalten wir nachfolgende Betrachtungen. Sie streifen neu sich ergebende erzieherische Probleme, nicht aber wirtschaftliche und könnten uns vermuten lassen, es habe das dritte Reich den Frauen-Ueberschuß von 1,9 Millionen weggezaubert!

Uns wird etwas bange, wenn wir diese junge Frauengeneration beobachten, die jetzt oder im Vorjahre aus der Schule entlassen, wieder wie ehedem zu Hause sitzt und auf den Mann wartet. Für viele, für sehr viele von ihnen namentlich aus der Mittel- und Oberschicht bedeutet es gar keinen Verzicht, gar kein Opfer, keinen Beruf ergreifen, nichts lernen zu können. Sie haben sich sehr rasch damit abgefunden, daß der neue Staat ihnen die berufliche Arbeit verschließen, sie ausschließlich für ihre mütterliche Mission erziehen will. Und so haben wir wieder „die höhere Tochter" von ehedem, etwas sportlicher, etwas forscher, äußerlich sehr viel gesünder und frischer freilich, aber nicht minder spielerisch wie früher, hier etwas lernend, dort einen Kurs mitnehmend. Man geht wie früher zum Nähen, man lernt kochen, man lernt Sprachen, hört hier und dort Vorträge. Nichts von Ernst, von verantwortlicher Gestaltung und Erfüllung des Lebens, von zielbewußter Arbeit an der eigentlichen Persönlichkeit.

Uns wird bange für diese jungen Frauen. Wird ihnen doch so ungefähr Alles fehlen, was den beiden letzten Frauengenerationen zur Formung ihrer Persönlichkeit verholfen hat. Man mag über die höhere Tochter von früher denken, wie man will. Immerhin ist sie doch wenigstens mit Autoritätsbewußtsein und Pflichtgefühl aufgewachsen. Die Mutter gab ihr im Hause einen fest umrissenen Pflichtenkreis, man übertrug ihr die Sorge für die jüngeren Geschwister, sie war fest eingespannt in das Getriebe des Haushaltes und war gewiß auch der Gesichtskreis in diesem Rahmen nicht weit, genug, man erzog sie wenigstens zur im damaligen Sinne tüchtigen Hausfrau.

Und heute: Die Autorität der Mutter gegenüber der heranwachsenden Tochter ist viel zu klein, die letztere fühlt sich viel zu sehr über die Mutter hinausgewachsen, als daß wir mit einem großen Einfluß derselben rechnen können. Und auf der anderen Seite: Die Mütter sind schwach gegenüber diesen Töchtern, es fehlt ihnen „der Mut zum Erziehen", von dem Agnes von Zahn-Harnack einmal schrieb: Sie haben irgend welche Minderheitskomplexe diesen Töchtern gegenüber, sie glauben irgendwie mit den modernen Anschauungen, die in seltsamem Gemisch mit dem Idealbild von der Frau im neuen Staat in diesen jungen Frauen lebendig sind, nicht mitzukommen. So lassen sie bei der Erziehung die Zügel schleifen, überlassen der Tochter, zu bestimmen, was sie lernen, wie sie ihren Tag einteilen will, und sehen im besten Falle wachen Auges, aber auch sehr schwachen Willens, wohin diese Art der Erziehung führen wird.

Auch die Schulerziehung dieser jungen Menschen von heute diente nicht der Straffung und Disziplinierung der Persönlichkeit. Die Erfahrung zeigt, daß es an exakten Kenntnissen fehlt, an Ausdauer der Leistung, man spürt eine gewisse Verweichlichung, trotz der sportlichen, dafür aber wurde ein ungeheueres Selbstbewußtsein gezüchtet. Das war bisher bedauerlich, aber nicht verhängnisvoll. Denn die spätere Tätigkeit im Beruf schliff manche Unebenheit ab, sie zwang zur Selbstkontrolle, zur Selbstdisziplin, zu Stetigkeit und Ausdauer. Sie weitete den Horizont und stellte das junge Mädchen hinein in die Zusammenhänge der Welt und des Lebens. All das fällt heute weg, und es bedeutet eine Gefahr für die junge Frauengeneration und damit für die zukünftigen Mütter und für die Jugend von morgen, diese jungen Mädchen so aufwachsen zu lassen.

Wir müssen dieser Gefahr zu begegnen suchen. Das ist einerseits möglich, wenn das hauswirtschaftliche Dienstjahr bald Wirklichkeit werden wird. Und zwar als eine Einrichtung, die so aufgebaut ist, daß sie tatsächlich die Mädchen straff zur Arbeit heranholt und ihnen neben praktischem hauswirtschaftlichem Können das Wissen um die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge und einen ernsten Gemeinschaftssinn vermittelt. Dann aber bemühe sich jede Mutter, ihre Tochter nicht ins Leben hineintändeln zu lassen, sondern sie zu einem ernsten gewissenhaften Menschen zu erziehen. Man gebe dem Mädchen, nach der Schule, wenn die wirtschaftlichen und persönlichen Verhältnisse die Vorbereitung für einen Beruf ausschließen, einen festumrissenen Aufgabekreis: Es soll nicht nur die „Grundbegriffe" der Hauswirtschaft, sondern jeden einzelnen Zweig derselben erlernen. Und vor allem: Man erziehe es zu Verantwortungsbewußtsein gegenüber seiner Mission als zukünftige Mutter, man erfülle es mit Liebe und Hilfsbereitschaft für die Gemeinschaft. So und nur so werden diese Mütter der Zukunft fähig und in der Lage sein, wieder tüchtige, lebensvolle Kinder zu erziehen.

H. St.

Gute Botschaft.

Das kirchliche Frauenstimmrecht in einer weiteren Gemeinde.

E. P. D. Die Kirchgemeindeversammlung von Wohlen (Bern) hat beschlossen, den Frauen das unbeschränkte kirchliche Stimm- und Wahlrecht einzuräumen. In Zukunft werden dem Kirchgemeinderat Wohlen drei Frauen und acht Männer angehören. Die Wahl der Frauen wird im Frühling 1934 erfolgen.

Was sagt die Leserin?

Zu unserer Meldung „Zweierlei Maß" bekommen wir die folgende nötige Ergänzung und Berichtigung, die wir sehr gerne bringen, da wir mit unserer Meldung auf den Bericht der Tagespresse allein angewiesen waren:

Unter diesem Titel wurden in Nr. 51 vom 22. Dezember 2 Begnadigungsfälle besprochen. Die in der Behandlung derselben zu liegen scheinende Ungerechtigkeit ließ mich den offiziellen Bericht des Bundesrates in Nr. 48 des Bundesblattes nachlesen, und ich möchte hier noch folgende Ergänzungen mitteilen:

Die Radfahrerin machte sich bei der Polizeikontrolle davon, fuhr dann aber in einen andern Fahrer hinein, so daß beide von den Rädern stürzten. Die Buße wird als etwas hart bezeichnet, aber mit der Gefährdung des Verkehrs begründet.

Bei den gebüßten Jägern geht die Meinung sämtlicher Instanzen, welche sich zu dem Fall äußern mußten, sowie des Antrag stellenden Bundesrates selber dahin, daß die Betreffenden zu Unrecht gebüßt worden seien, indem weder ein bundes- noch ein kantonalrechtlicher Strafstatbestand vorliege. Erwähnt wird allerdings, daß richtigerweise der Weg der Appellation, nicht der Begnadigung hätte eingeschlagen werden sollen, daß aber trotz dieses Formfehlers die Begnadigung gewährt werden solle, da es sich einerseits um in Gerichtssachen unbewanderte Leute, anderseits aber um ein offenkundig unrichtiges Urteil handle.

Ich bin durchaus damit einverstanden, daß die Buße der Fabrikarbeiterin mit Rücksicht auf die persönlichen Verhältnisse hätte herabgesetzt werden sollen, glaube aber doch, daß die obigen Feststellungen die Behandlung der beiden Fälle, speziell im Vergleich zu einander, in etwas anderm Lichte erscheinen lassen.

E. N.

Kleine Rundschau.

Ein Geschenk an hilfsbedürftige Schweizer in Deutschland.

Fräulein Susanne Berta Reiser, die am 16. Juni 1932 in Zürich verstorben ist, hat durch letztwillige Verfügung neben andern hochherzigen Vergabungen auch ein Vermächtnis von 25,000 Fr. zugunsten der schweizerischen Gesandtschaft in Berlin ausgesetzt mit der Zweckbestimmung, daß das Geld für die Unterstützung hilfsbedürftiger Schweizer in Deutschland zu gebrauchen sei.

Die Frau in der Aviatik.

Die Aviatik macht unter den Frauen Englands rasche Fortschritte. Die „Vereinigung weiblicher Ingenieure" hat eine Abteilung für Luftschiffahrt angegliedert. Kürzlich wurde in London ein Vortrag über weibliche Berufsaussichten in der Fliegerei gehalten, wobei die folgenden Berufe erwähnt wurden: Luftstaffführer, Pilot im Privatdienst, Forschungsarbeiten, Tätigkeit in der Fabrikation, Entwurfzeichner, Reklamedienst usw. Die Zahl der in den Flugzeugwerkstätten und als Piloten tätigen Frauen übersteigt diejenige der Männer. In Frankreich wurde eine Vereinigung weiblicher Aviatiker gegründet. Der Zweck ist die Verbreitung der Aviatik und die Erleichterung der Zulassung weiblicher Aviatiker zum Pilotenexamen.

Wien.

Wien hat als erste Stadt in Europa, wie berichtet wird, ein wissenschaftliches Institut für Marktanalyse eingerichtet; an der Spitze steht Dr. Lotte Radenacher.

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Helene David, St Gallen, (abwesend);
Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25 Tel 32,203
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr. 142, Tel 22,608.
Man bittet dringend unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden

Phosfarine Pestalozzi
Das beste Knochenbildungsmittel für Kinder.
Das beste, billigste Frühstück für Erwachsene.
Das **Phosfarine Pesta'ozzi** in Schwarz-Tee genommen wirkt appetitanregend. P 5-1 L
500 g-Büchsen **Fr. 2.25** in Apotheken und Drogerien.

Betriebsküchen, Kantinen
Wohlfahrtshäuser etc.
verwenden mit Vorliebe
die guten
Rebsamen-Teigwaren
Es wird nur erstklassiger, kanadischer Hartweizengrieß verarbeitet
A. Rebsamen & Co., Richterswil
Gegründet 1850 P 178 Z

la Strickwolle!
Garantiert unbeschwerte, sehr ausgiebige, nicht filzende, nicht eingehende, weiche **Strickwolle,** die 50 g-Strange zu **55 Rp.,** bei Bestellung von mindestens 10 Strangen **50 Rp.** (Fabrikpreis). Farben: schwarz, grau, dunkelgrau, h'braunmeliert, d'braunmeliert, beige. **Militärsocken,** extra verstärkt, per Paar **Fr. 2.50,** b. Bestellung v. mehr als 6 Paar zu Fr. **2.30** (Heimarbeit). Abs. seriöse Bed. Postnachnahme. Nichtpassendes zurück P 5953 Bn
Lana-Wollhaus Zurzach (Aargau)

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte **Flechtensalbe „Myra".** Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die **Apotheke Flora, Glarus** P 61-1 Gl.

Berücksichtigt die Inserenten dieses Blattes

Haushaltungs-Schule Zürich
Sekt. Zürich d. Schweiz. Gemeinnütz. Frauenvereins
Bildungskurs von Haushaltungslehrerinnen
Dauer 2¼ Jahre. Beginn 23. April 1934. **Anmeldung zur Aufnahmeprüfung bis 20. Januar 1934.**
Koch- u. Haushaltungskurs
für Interne und Externe P 11468 Z
Dauer 5½ Monate. Beginn ca. Mitte April 1834.
Prospekte. Auskunft täglich von 10—12 Uhr und 2 bis 5 Uhr durch das Bureau der Haushaltungsschule, Zeltweg 21a. Sprechstunden der Vorsteherin: Montag und Donnerstag von 10—12 Uhr.

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende Stellenvermittlungen erteilen gerne Auskunft:
Stellenvermittlung des Verbandes Aarau: Rohrerstrasse 24, Tel. 881
Stellenvermittlung des Verbandes Basel: Weiherweg 54, Tel. 23.017
Stellenvermittlung des Verbandes Bern: Bürkiweg 6, Tel. Christof 31.36
Stellenvermittlung des Verbandes St. Gallen: Innerer Sonnenweg 1 a, Tel. 766
Stellenvermittlung des Verbandes Zürich: Asylstrasse 90, Tel. 24.080
P 13287 G

Erholung Ausspannung
Vom 5.—25. Januar bietet Ihnen das heimelige
Hotel Seehof in Hilterfingen
angenehme Ruhetage zu folgenden **Pauschal-Preisen:**
7 Tage Aufenthalt . . . . zu Fr. 63.—
10 Tage Aufenthalt . . . . zu Fr. 90.—
14 Tage Aufenthalt . . . . zu Fr. 126.—
einschliesslich: Heizung, Licht, **Bedienung.**
Keine Kurtaxe. Tel. 92.26. P 8685 Y

Erholungsheim Pension Villa Salute
Massagno-Lugano
Diätkost nach Dr. Bircher. Auf Wunsch Normalkost
Pensionspreis 7–9 Fr.
Gut geheizt P 8939 O Jahresbetrieb

PRIVAT KOCH SCHULE VON ELISABETH FÜLSCHER
PLATTENSTRASSE 86 ZÜRICH 7 TELEFON 24.461 P 179 Z
Dreizehnjährige Lehrtätigkeit und spätere Leitung in der PRIVAT KOCHSCHULE WIDMER
KOCH KURS 9. JANUAR 20. FEBRUAR

Verkaufsmagazine
in:

Zürich	Madretsch	Schaffhausen	Buchs
Winterthur	Olten	Neuhausen	Appenzell
Wädenswil	Solothurn	Chur	Herisau
Horgen	Thun	Aarau	Frauenfeld
Oerlikon	Burgdorf	Brugg	Kreuzlingen
Meilen	Langenthal	Baden	Wil
Altstetten	Neuenburg	Zug	Basel
Bern	La Chaux-de-Fonds	Glarus	Liestal
Biel	Luzern	St. Gallen	Laufen
		Rorschach	Pruntrut
		Altstätten	Delsberg
		Ebnat-Kappel	Zofingen

MIGROS

1934!

1929 hat die „Krise" — in Amerika — begonnen. Vier volle Jahre dauert sie schon, immer schärfer werdend. Ist es richtig, das, was sich in der Weltwirtschaft abspielt, eine „Krise" zu nennen, oder ist es nicht vielmehr eine Rückentwicklung auf einen früheren, primitiveren Standard? Wir glauben mit aller Bestimmtheit, daß wir **nicht** in einer Krise leben, sondern daß wir von einem überhöhten Niveau herabsteigen zu einer einfacheren, mehr auf wirklichen Werten ruhenden Basis. Wer würde nicht wünschen, daß der frühere Zustand geblieben wäre? Wohl alle. Aber ist es nicht klüger, die Zeichen unserer Zeit klar ins Auge zu fassen, anstatt mit Begriffen umzugehen, die für das, was sich in der ganzen Welt abspielt, nicht ausreichen, nicht passen? Es ist keine Krise, es sind Verschiebungen auf breitester Basis, die sich vollziehen und die bleibende Veränderungen in der wirtschaftlichen Abwicklung bewirken.

Man wird also diesem Jahr 1934 in die Augen schauen müssen mit dem Gedanken, daß es von der Art des letzten 1933 sei: auch kaum schlechter.

Gesagt muß auch werden, daß die Schweiz in der ganzen Welt relativ am besten dasteht und daß die Möglichkeit durchaus vorhanden ist, **diese Stellung zu behaupten.** Die Vorsehung scheint es — allen Zeichen der Geschichte während des Krieges und der letzten drei „Krisenjahre" nach zu schließen — so eingerichtet zu haben, daß nicht jeder Rückschlag in der Weltwirtschaft unbedingt einen Rückschlag für unser Land bedeutet. Im Gegenteil haben gar nicht selten die Wirren in den großen Ländern in unserem kleinen Lande einen spürbaren, wenn auch nur vorübergehenden Auftrieb gebracht. Leute und Geld, die sich auf unseren Boden retteten, Aufträge, die sichere, neutrale Unternehmer auch zu höheren Preisen vorzogen, genügten, um unserer verhältnismäßig kleinen Wirtschaft immer wieder einen einstweiligen Impuls zu geben.

Die Möglichkeit, eine solche Sonderkonjunktur zu pflegen, besteht auch im neuen Jahr 1934, und zwar nicht zuletzt auf Grund des „gesunden Appetits" unserer Wirtschaft, d. h. unserer bis jetzt ungebrochenen Importkraft, die immer geschickter und umfassender in den Dienst des Exports und — vielleicht zwangsläufig etwas zuviel — unserer internationalen „Kapital-Wirtschaft" gestellt wird.

Pessimismus ist also nicht am Platz. Im Gegenteil, es ist schade, daß ein ganzer Wald von Miesmacher-Blättlein entstanden ist, deren Hauptthema ist, immer wieder zu rufen: „Das geht schlecht, jenes geht schlecht; die sind schlecht und jene sind schlecht" und die die Zukunft in der Rückkehr zur Mittelmäßigkeit suchen. Ein wahrer Seelentrost und ein Zuversichtsspender ist es, daß die Abonnements solcher Blätter **zurückgehen,** denn auch dem tatsächlich unter den wirtschaftlichen Verhältnissen Leidenden widersteht dieses Gejammer und Geschimpfe, und die hundertprozentige Tatenleere wird gerade ihm bitter bewußt. Daneben gibt es allerdings einige wenige Wochenblätter, die die Einigung auf nobler, nicht gehässiger Basis anstreben.

Was trübe stimmt am Ausblick ins nächste Jahr, das ist das mangelnde Vertrauen in die eigenen Kräfte, das überall gezüchtet wird. Durch Schlagworte wie „Solidarität" und ähnliches wird Verzicht auf eigene Initiative und auf den kräftigen Ausdruck der eigenen Meinung gefordert, um die Einigkeit zu wahren!

Alle sollen mit dem Rücken gegeneinanderstehen zur Abwehr, und doch ist die freie, aufrechte Stellung die Haltung des Schweizers und der unverzagte Angriff seit undenklicher Zeit seine beste Waffe in der Abwehr gewesen.

Und zum andern muß es beängstigen, daß sich überall, hinein bis in die schönsten patriotischen Sätze, deutlich wahrnehmbar der Merkantilismus, und zwar einer von der engherzigen Sorte, mengt.

Die Lehre, alles hochzuhalten — ist sie auf dem schmalen Band der schweizerischen Sonderkonjunktur tragbar? Man darf nicht wagen, dies zu bejahen. Es wird dazu noch ein gut Stück Tüchtigkeit brauchen, um durchzukommen. Das Schlimmste aber ist, daß gerade jetzt der Tüchtige am meisten angefochten, der Untüchtige geradezu gehätschelt wird! War es nicht immer so, daß in schwerer Zeit der Tüchtige am nötigsten war, um Arbeit und Brot zu schaffen?

Es gilt, zuversichtlich zu warten und zu hoffen: Der gesunde Instinkt des Volksganzen wird seinen Weg auch durch Irrungen finden. Was not tut ist, daß gut und tüchtig gewirtschaftet und nicht jeder gesunde Keim erstickt werde in einer Theorie — dann wird nicht nur durchzuhalten, sondern ein fruchtbares, Befriedigung bringendes neues Jahr zu erleben sein.

Für uns Migros-Leute wird dieses neue Jahr nicht leicht werden. Den Konsumenten zu vertreten, wird keine rosige Aufgabe sein. Doch **wir** waren es, die den Krämerblock durch Leistung zusammengeschweißt haben; jetzt müssen wir erst recht, weil allein, die Konsumentenseite vertreten, damit auch der Verbraucher ein Wort mitredet und er nicht ganz zum „Bewirtschafteten" heruntersinkt. An Mut und Zuversicht soll es bei uns nicht fehlen: Wir sind es dem Verbraucher schuldig, heute für ihn restlos einzustehen, und nur der eigene Untergang wird uns abhalten können, die treue Teilhaberschaft mit dem Konsumenten zu halten.

Das sind keine Phrasen: Wir haben Gelegenheit gehabt, andernorts zu beweisen, daß der Migrosgeist das Migrosgeschäft überdauert, ohne zu zagen.

Das Schönste, was uns das Jahr 1933 gebracht, ist wohl der Beweis, daß sich **unsere** Wirtschaftsgrundsätze, insbesondere was die Nahrungsmittel- und Getränke-Industrie anbelangt, für die Gesamtwirtschaft günstig ausgewirkt haben. Das gibt uns die große Zuversicht, unentwegt an unserem ersten Plan weiterzuarbeiten, überzeugt, daß eine spätere Zeit erkennen werde, wie wesentlich das gute, sparsame Haushalten in schwereren Zeiten und damit das Werk der Migros in der Verteilung war und ist.

Auf eine Frage wird der große Kampf der Migros ein für allemal Antwort geben: Hat die Frau, die Hausmutter, hat der Hausvatersinn einen mitbestimmenden Einfluß auf das wirtschaftliche Geschehen oder verklingen diese Hunderttausende von schwachen, ernsten Stimmen unerhört?

Diese Frage ist schicksalsschwer für die ganzen weiteren Entwicklungen — wobei die Migros in dieser großen Frage nur wenig Bedeutung hat. Wenn die vielen Schwachen nicht mehr gehört werden, dann sind schwarze Jahre unvermeidlich.

Unsere Parole ist auch für 1934:

Treue Teilhaberschaft mit dem Konsumenten, aufrichtiges Zusammenwirken mit dem landwirtschaftlichen und gewerblichen Produzenten, freundschaftliche Zusammenarbeit mit allen unseren Leuten!

Unseren Freunden wünschen wir von Herzen ein
Glückliches Neujahr!

Schweizer Glockenäpfel per kg **60 Rp.**
Spanische **Mandarinen** per kg **45 Rp.**
(an allen Wagen 2200 g Fr. 1.—)
Echte
Paterno-Mandarinen per kg **65 Rp.**
Saftige **Blondorangen** per kg **40 Rp.**
(an allen Wagen 2500 g Fr. 1.—)
Weiße **Ohanes-Tafeltrauben** per kg **90 Rp.**
Saftige, gelbe **Zitronen** per Stück **3 1/3 Rp.**
= per kg **32½ Rp.**
(15 St. = 1550 bis 1650 g 50 Rp.)
Saftige **Grape-Fruits, mittlere** p. St. **22½ Rp.**
große p. St. **30 Rp.**